Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1947-1948)

Artikel: Sechzehn Jahre
Autor: Mann, Thomas
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-758487

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SECHZEHN JAHRE

Vorrede zur amerikanischen Gesamtausgabe von «Joseph und seine Brüder» in einem Bande

Von Thomas Mann

Dies pyramidenhafte Stück Arbeit, das sich von den brüderlichen Monstren am Rande der Libyschen Wüste nur dadurch unterscheidet, daß nicht Hekatomben befuchtelter, keuchender Fronsklaven ihm zum Opfer fielen, sondern daß *eines* Mannes Geduld es in langen Jahren errichtete — dies bisher viergeteilte Werk als das Ganze, das es ist, zwischen zwei Buchdeckeln vereinigt zu sehen, erregt mir, außer gerechtem Staunen über eine kaum für möglich gehaltene buchtechnische Leistung, manches Erinnern, eine gewisse autobiographische Nachdenklichkeit.

Lange Jahre — überlege ich's genau, so sind es, alle Unterbrechungen, recht ausgedehnte zum Teil, mit eingerechnet, volle sechzehn, die der Arbeit daran gehörten: eine Zeitspanne, historisch gesehen ebenso «geschichtenvoll» wie das eigensinnig auf sich bestehende Produkt, das in ihr heranwuchs — geschichtenvoll, wie man denken sollte, auf eine dem epischen Gleichmut recht abträgliche Weise. Ist es zu viel erwartet, daß die Nachwelt, gesetzt, es sei eine geistig noch irgend wohlerhaltene Nachwelt zu erwarten, sich gelegentlich ein wenig wundern wird, wie doch in diesen Jahren, von 1926 bis 1942, da jeder Tag Herz und Hirn mit wildesten Zumutungen bestürmte, ein Erzählwerk wie dieses, siebzigtausend geruhig strömende Zeilen, welche die Urvorkommnisse des Menschenlebens, Liebe und Haß, Segen und Fluch, Bruderzwist und Vaterleid, Hoffart und Buße, Sturz und Erhebung kündend dahintragen, ein humoristisches Menschheitslied — wenn es erlaubt ist, die Dinge bei Namen zu nennen — daß dergleichen unter so turbulenten Umständen besorgt und ausgeführt werden konnte? Was mich betrifft, so ist nicht Verwunderung meine Sache, sondern Dankbarkeit: Ich bin diesem Werke dankbar, das mir Stütze und Stab war auf einem Wege, der oft durch so dunkle Täler führte — Zuflucht, Trost, Heimat, Symbol der Beständigkeit war es mir, Gewähr meines eigenen Beharrens im stürmischen Wechsel der Dinge.

1924 wurde in München der «Zauberberg» beendet, der im nächsten Jahre erschien. Zwischen seinem Abschluß und dem Tage, an dem ich den Mut fand, den ersten Satz der «Höllenfahrt» genannten Ouvertüre zu «Joseph und seine Brüder», dieses «Tief ist der Brunnen der Vergangenheit» niederzuschreiben, liegt an Hervorbringung nichts als die Erzählung «Unordnung und frühes Leid», improvisiert für das Heft der «Neuen Rundschau», in dem man meines 50. Geburtstags gedachte — eine der aktiven Erholungen, wie sie mir nach der Entlastung von einer jahrelang getragenen Aufgabe mit einer gewissen Regelmäßigkeit zufallen: So entstanden nach «Lotte in Weimar» die «Vertauschten Köpfe», ein metaphysischer Scherz, und nach Beendigung der Josephsgeschichten jene gegen das Nazitum gerichtete Verteidigung menschlicher Gesittung, genannt «Das Gesetz». — Langsam, nach dem Tage des Anhebens und nach Niederschrift des phantastischen Essays, der die Einleitung bildet und an die Ausrüstungsetappe zu einer gewagten Forschungsexpedition erinnert — langsam und unter sorgenden Bedenken, wieviel Raum und Zeit doch das alles in Anspruch nahm, wuchsen die Teile des mythologischen Romans heran, die dann als «Die Geschichten Jaakobs» das Licht der Welt erblickten —, einfach weil genug Manuskript für einen schon umfänglichen Band sich angesammelt hatte und nicht, weil das opus als mehrbändiges Werk, als eine Folge von Romanen, als «Tetralogie» geplant gewesen wäre. Ach, es war alles ganz anders geplant gewesen, anders — und wie immer. Wie «Buddenbrooks» als eine Kaufmannsgeschichte von beiläufig 250 Seiten gedacht waren und dann überhand nahmen, wie der «Zauberberg» gar nur eine Erzählung vom Umfang des «Tod in Venedig», dessen groteskes Gegenstück, hatte werden sollen und dann nach eigenem Sinn hypertrophierte, so hatte in diesem Fall ein Triptychon religiös gefärbter Novellen mir vorgeschwebt, von denen die erste mythischen, biblischen Charakters sein sollte — die Josephsgeschichte, lebhaft noch einmal erzählt, war dazu ausersehen. Habent sua fata libelli —, nicht erst nach ihrem Erscheinen, sondern namentlich schon bei ihrem Entstehen. Der Autor weiß wenig von ihnen, wenn er sie angreift. Sie haben ihren Willen für sich und wissen es besser. Die Novellen aus der Reformation und Gegenreformation verschwanden, und mehr als anderthalb Jahrzehnte lang sollte ich im Banne der mythisch-biblischen stehen — die, solange die Vorstellung irgend haltbar blieb, als fortlaufend einheitliche Erzählung, als ein Band, ein nur eben leider stark anschwellendes Buch gedacht war, so daß man sagen kann, hier und jetzt erst, nach Jahren eines «zerrissenen» Daseins, erscheine die Geschichte in ihrer eigentlichen Gestalt.

Gewohnheitsmäßig werden meine erzählenden Arbeiten von essayistischen Ablegern begleitet, die sogar oft nur von außen angeregt und gefordert sein mögen, aber im Grunde keinen anderen Zweck haben, als mich in jenen zu bestärken. So etwa gehören zum «Zauberberg» die Abhandlungen «Von deutscher Republik» und «Goethe und Tolstoi» — um nur diese zu nennen —, zum «Doktor Faustus» die Schriften über «Deutschland und die Deutschen», Dostojewskij und Nietzsche. Was alles an solchen kritischen Seitensprüngen und Randzeichnungen zum «Joseph» gehört und von ihm gefärbt ist, wäre langwierig aufzuzählen, es füllt Bände und macht den größten Teil dessen aus, was in englischer Sprache unter den Buchtiteln «Order of the Day» und «Essays of Three Decades» gesammelt ist. Als hätte ich mit den sechzig Seiten Einleitung zu den «Geschichten Jaakobs» noch nicht genug getan, mich für die Reise ins mythische Land zu equipieren und in Stimmung zu bringen, folgte noch in dem Anfangsjahre 1926 die verliebte Analyse von Kleists «Amphitryon»; auch braucht man nur die mythisierenden Eingangssätze der Lessing-Rede zu lesen, um zu sehen, daß sie «zur Sache» gehört, oder sagen wir: durch sanften Druck mit der «Sache» in Verbindung gebracht ist, und sogar mit einer selbständigen Erzählung unterbrach ich mich damals gleich im Erzählen: nämlich mit «Mario und der Zauberer», einer stark ins Politische hinüberspielenden Geschichte, die mit der Psychologie des Faschismus — und derjenigen der «Freiheit», ihrer Willensleere, die sie gegen den robusten Willen des Gegners so sehr in Nachteil setzt, innerlich beschäftigt ist.

Man muß bedenken, daß zu der Zeit, als ich mit dem «Joseph» begann, die innerpolitischen Nachkriegsspannungen in Deutschland schon volle Schärfe erreicht hatten und in mein tägliches Leben und Denken immerfort beunruhigend hineinspielten. Zum Politischen geweckt war mein Gewissen seit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges, den ich als geschichtliche Wende, spektakulösen Abschluß des bürgerlichen Zeitalters und Ausgangspunkt unabsehbarer Umwälzungen unweigerlich hatte erkennen müssen. Es half mir wenig, daß ich dem literarischen Produkt dieses Gefühls für eine Zeitenwende und zugleich für eine tiefe Krisis meines eigenen Lebens den Titel «Betrachtungen eines Unpolitischen» gab. Mit Geist und Seele war ich seitdem ins Politische verstrickt, das ich gerade mit jenem weit und tief greifenden Buch abzuwehren versucht hatte, und fortan gehalten, bekennend meinen Mann darin zu stellen. Das Buch, eine leidensvolle, zum Teil heute skandalös wirkende Kampfschrift, aus der im nachhitlerischen Deutschland sowohl wie anderwärts gern zu meiner Bloßstellung zitiert wird, war ein uferloses, Jahre verschlingendes Schreibwerk rigoroser Selbstprüfung und Introspektion, dessen Motto: «Ver-

gleiche dich, erkenne, was du bist!» durch ein anderes hätte ergänzt werden sollen: «Niemand bleibt ganz, der er war, indem er sich erkennt.» Ich half mir weiter damit und war nach seinem Abschluß bereit, den literarischen Europäismus, von dem das Buch voll ist, durch den politischen zu ergänzen, die europäisch-demokratische Menschheitsreligion in meinen moralischen Horizont aufzunehmen, der bisher allein von deutscher Spätromantik, von Schopenhauer, Nietzsche, Wagner bestimmt gewesen war.

Einen «essayistischen Abenteurer- und Bildungsroman», ein «Buch der Ueberwindungen und Selbstverbrennungen um eines heimlich fordernden Wachstums willen», so hat denn auch kürzlich, bei einem Rückblick, ein kluger Schweizer Kritiker die «Betrachtungen» genannt, und er fügte hinzu, daß sie die kathartische Funktion, die sie in meinem Leben gehabt hätten, auch für meine deutschen Leser hätten haben sollen. Hier ist das Trauerspiel. Es hatte sich einer «gemüht an Stelle der Christenheit», wie es bei Claudel heißt, und die «Christenheit» war zu faul gewesen, um irgend mitzutun. Beim letzten Wort der «Betrachtungen» (spätestens damals!) stand ich nicht mehr, wo ich beim ersten gestanden. Aber die Deutschen standen noch dort. Sie hatten sich meine kultur-konservative Polemik behagen lassen und sie als statisch verstanden, nicht als dynamisch — das heißt: sie hatten sie mißverstanden. Was ich fortan tat, meine Verteidigung des schwachen Geschöpfes der Niederlage, der von allen Seiten sabotierten Republik, meine Bekämpfung des steigenden Nationalismus und aller ihn fördernden philosophischen Strebungen und Manöver, des vitalistischen Irrationalismus; mein «Appell an die Vernunft», mein Eintreten für Europa und für den Frieden — wurde im günstigsten Fall mit Kopfschütteln aufgenommen, zu dem etwa die befremdete Frage gehörte: «Warum tut er das? Will er Minister werden?» Allermeist aber sah man in meiner Haltung schlechthin Verrat und Abfall — den Abfall von einem Deutschtum, das ich der völkisch-barbarischen Diktatur, dem Kriege, dem Verderben entgegentaumeln und Europa mit sich in den Abgrund reißen sah, und vor dem ich meine Seele im vorletzten Augenblick salviert hatte.

Was ich feststelle, ist, daß ich in jenen zwanziger Jahren meine künstlerische Arbeit, dank meiner politischen, unter dem Druck, den seelischen Störungen und Beschwerungen nationaler Verhaßtheit tat — woran die offizielle Ehrenstellung nichts änderte, die die Republik mir zuerkannte, und aus der sich die Verpflichtung zu allerlei Akademie-Reden bei festlichen Anlässen ergab. Die inoffiziellen, politisch beschwörenden Aeußerungen, Artikel, Vorträge gingen nebenher. Die «Geschichten Jaakobs» waren schon fertig und einiges vom «Jungen Joseph» geschrieben, als ich, Anfang 1930, die Orient-

reise nach Aegypten und Palästina antrat, die kaum noch als Studienreise gelten konnte, sondern nur der Nachprüfung meiner von fern bewerkstelligten Versenkung in diese Sphäre an Ort und Stelle diente. Immerhin, mit leiblichen Augen sah ich die Nillandschaften vom Delta bis hinauf (oder hinab) ins Nubische, dazu die Stätten des Heiligen Landes, und meine Eindrücke kamen dem zu einem Teil noch in Deutschland geschriebenen dritten Bande, genannt «Joseph in Aegypten» zugute. Zu ihm gehört der Aufsatz «Leiden und Größe Richard Wagners». Fünfzig Jahre waren vergangen, seit der große Musik-Theatraliker zu Venedig die Augen geschlossen, und verschiedene Städte des Auslandes hatten mich zu Vorträgen über seine Kunst eingeladen. Ich schrieb viel mehr, als ich mündlich vorbringen konnte, und in der abgekürzten Form, die ich meiner kritischen Verherrlichung schließlich gegeben, las ich sie zuerst am 10. Februar 1933 vor einem durchaus sympathisierenden Publikum in der Münchner Universität, um am folgenden Tage, mit leichtem Gepäck, die Reise nach Amsterdam, Brüssel, Paris anzutreten, von der ich nie mehr nach Deutschland zurückkehren sollte.

Hitler war, als ich München verließ, schon Reichskanzler. In unseren Erholungsaufenthalt im Schweizer Hochgebirge aber erst fielen der Reichstagsbrand, der katastrophale Wahlsieg der Nazipartei, die Errichtung der Diktatur, die «Nationale Revolution» und eine mörderische Radio- und Pressehetze, die man wegen meines Wagnerbildes gegen mich entfesselte, schnitt mir vollends die Rückkehr in die Heimat ab. Ich habe die Geschichte dieser verworrenen Lebensepoche an anderer Stelle erzählt. Für das Joseph-Werk bedeutete sie eine Unterbrechung von Monaten. Eine tapfere Tochter, die die Rückkehr in das schon beschlagnahmte Münchener Haus gewagt hatte, brachte mir das dort zurückgelassene Manuskript nach Südfrankreich, und langsam, unter locker provisorischen Umständen, kam die Arbeit an einem Unternehmen wieder in Gang, das allein mir die Kontinuität meines Lebens gewährleistete.

«Joseph in Aegypten» wurde in Küsnacht am Zürichsee, wohin wir im Herbst 1933 übergesiedelt waren, nach langer, oft um anderer Dinge willen eingestellter Arbeit beendet und erschien 1936 in Wien, wo unterdessen das Berliner Verlagshaus, dem ich angehörte, vorübergehende Zuflucht gefunden hatte. Es war die Zeit meiner Ausstoßung aus dem deutschen Staatsverbande und der Entziehung meines (seither zurückempfangenen) Ehrendoktortitels, die ich mit dem in viele Sprachen übersetzten Brief an den Dekan der Philosophischen Fakultät von Bonn beantwortete. Es war ferner die Zeit der Gründung der Züricher Emigrations-Zeitschrift für freie deutsche Kultur, «Maß und Wert», als deren Herausgeber ich zeichnete, und in der

größere Abschnitte des mittlerweile unternommenen, wieder nur als kurzes Zwischenspiel gedachten Goethe-Romans «Lotte in Weimar» erschienen. Ich war damals Mitglied des vom Völkerbund eingesetzten «Comité permanent des Lettres et des Arts» und hatte vor Anbruch des Dritten Reiches an Sitzungen dieses Gremiums in Genf und Frankfurt am Main teilgenommen. Zu einer Diskussion in Nizza, der ich persönlich fernblieb, trug ich ein schriftliches Memorandum politischen Charakters bei, das bei seiner Verlesung eine gewisse Sensation erregte und später unter dem Titel «Achtung, Europa!» in die gleichnamige Essaysammlung einging. Die Zusammenkünfte des Comités in Venedig und Budapest besuchte ich wieder, und in der ungarischen Hauptstadt war es, wo ich mir in öffentlicher Sitzung eine improvisierte Rede gegen die Freiheitsmörder und über die Notwendigkeit einer militanten Demokratie abgewann — eine Aeußerung, mit der ich gegen den recht akademischen und schon um der faschistischen Delegierten willen ziemlich leisetreterischen Charakter der Unterhaltungen fast bis zur Taktlosigkeit verstieß, die aber mit einer minutenlangen Beifallsdemonstration des ungarischen Publikums beantwortet wurde und mir die begeisterte Umarmung Karel Capeks, des tschechischen Dichters, eintrug, der, als die Demokratie sein Land verriet, an gebrochenem Herzen starb.

Den Kontakt mit Amerika hatte ich schon 1934 aufgenommen. Das Reisetagebuch «Meerfahrt mit Don Quixote» war das literarische Ergebnis meiner ersten Ueberfahrt. Von da an kreuzte ich den Ozean fast jedes Jahr, und das Schwergewicht meiner Existenz begann sich an sein jenseitiges Ufer zu verlagern. Für Amerika schrieb ich «Vom kommenden Sieg der Demokratie», den Vortrag, mit dem ich im Winter 1938 vierzehn Städte der Vereinigten Staaten bereiste. Für Amerika auch, als Einleitung zu einer New-Yorker Kurzausgabe, den Versuch über Schopenhauer, den Denker, der auf meine Jugend so tiefen Eindruck gemacht hatte. Die Arbeit findet sich heute in der Sammlung «Essays of Three Decades».

In die Jahre meines Hin- und Herwechselns zwischen Europa und der Neuen Welt fallen auch noch die beiden Aufsätze über Freud, von denen der zweite den Festvortrag in Wien zum achtzigsten Geburtstag des großen Forschers abgab, und der zweite Wagner-Vortrag über den «Ring des Nibelungen», den ich anläßlich einer Gesamtaufführung des Kolossalwerkes in der Universität von Zürich zu halten hatte — Einschaltungen dies alles in die Arbeit am Goethe-Roman, der seinerseits eine Einschaltung in das epische Hauptunternehmen, die Josephs-Geschichten, war. Diese Verschachtelung der Aufgaben, unvermeidlich, wie es scheint, in gewissen Fällen produktiver Oekonomie, ist keine kleine seelische Belastung. Ein großes Werk ruht um

eines kleineren willen, dessen Ansprüche nicht vorausgesehen wurden und selbst Jahre verschlingen. Notgedrungen stellt man auch dieses zurück zur Erfüllung von allerlei Forderungen des Tages — überläßt sich Seitenarbeiten, von denen manch eine nicht Wochen, sondern Monate mit Beschlag belegt, und es fehlt nur, daß in eine solche abermals kleinere Improvisationen eingefügt werden müssen, ohne daß dabei die größeren und wieder größeren Anliegen je aus den Augen gelassen werden dürften. So aber kommt es, daß man je und je *das Ganze,* alles, was da läuft und mitläuft, im Sinne und auf den Schultern zu tragen hat. Geduld ist da alles — ein Phlegma, das, sollte es nicht ganz Natur sein, einer zur Verzweiflung geneigten Nervosität abgezwungen werden muß. Dauern, Beharren, Fortleben ist alles, und alle Hoffnung heißt «Zeit». Gebt mir Zeit, ewige Götter, so lautet das Gebet, und alles soll fertig werden.

1938, unter den fürchterlichsten politischen Umständen, im Augenblick von «München», der Kapitulation der Demokratie vor dem Faschismus, der Opferung des Tschechenstaates und aller politischen Moral für «Peace in our time», war unsere Niederlassung in Princeton, New Jersey, erfolgt. In tiefer Niedergeschlagenheit, der es an Empörung nicht fehlte, schrieb ich «Dieser Friede», eine bittere Anklage gegen die von Angst vor dem russischen Sozialismus verunstaltete Politik der Weststaaten. «Lotte in Weimar» wurde unter Akklimatisationsschwierigkeiten an neuer Arbeitsstätte weitergeführt. Aber meine Verbindung mit der Universität, als Gastprofessor, legte mir sanfte Pflichten auf: Oeffentliche Vorträge und solche für fortgeschrittene Studenten, über Goethes «Faust» und «Werther», über Freud, über die Geschichte des europäischen Romans, sogar über den «Zauberberg» wurden ausgearbeitet. Noch den Sommer 1939 verbrachten wir wieder in Europa, in England, der Schweiz und Holland, und am Strande von Noordwijk schrieb ich im Auftrage von Random House, New York, die Einleitung zu Tolstois «Anna Karenina», die ebenfalls der deutschen und englischen Sammlung meiner literarischen Essays einverleibt wurde.

In Schweden vom Kriege überrascht — wenn von Ueberraschung die Rede sein konnte —, hatten wir, durch die Luft bis London, dann mit der überfüllten «Washington», eine etwas bedrängte, ja gefährdete Heimreise. Ich führte viele Papiere, Vortragsmanuskripte und Bücher mit mir, die in dem weit von der Stadt weg verlegten und camouflierten Londoner Flughafen der Gegenstand langwieriger Untersuchungen waren. Besonders erregte eine Zeichnung, die die Tischordnung bei dem Mittagessen markierte, das Goethe in seinem Hause am Weimarer Frauenplan seiner Jugendgeliebten gibt, den Verdacht der Kontrollbeamten. Sie wurde als strategisch beargwöhnt,

und ich hatte einen kleinen Vortrag über den Roman zu halten, um die Leute von der vollkommenen Harmlosigkeit des Blattes zu überzeugen.

«Lotte in Weimar» näherte sich damals seinem Ende. Noch in diesem Jahr schloß ich das Buch in Princeton mit dem geisterhaften Gespräch zwischen Lotte und Goethe im Wagen und war nun also, nach rund fünfjähriger Unterbrechung, frei für den Schlußband von «Joseph und seine Brüder». Der Antrieb, das aus Deutschland mitgebrachte, das alles überlebende Erzählwerk, zu vollenden, war lebhaft, und mythische Erinnerungen, verspielte Parallelen, dem Gegenstande nicht unangemessen, vertieften die Lust dazu. Ich stand, wo Wagner gestanden hatte, als er nach der großen Einschaltung des «Tristan» und der «Meistersinger» die Arbeit an dem dramatischen Epos und Riesenmärchenspiel vom Ring des Nibelungen wieder aufnahm. Es ist wahr, meine Art, den Mythos zu traktieren, stand im Grunde der Humoristik von Goethes «Klassischer Walpurgisnacht» näher als Wagnerschem Pathos; aber der unerwartete Entwicklungsweg, den die Erzählung von Joseph eingeschlagen, war insgeheim gewiß doch auch immer von der Erinnerung an Wagners grandiosen Motivbau bestimmt, eine Nachfolge dieses Sinnes gewesen. Mit längst erfundenen Themen arbeitend, hatte ich, sie um- und ausgestaltend, sie alle zu krönender Zusammenfassung führend, meinen drei schon vorhandenen Märchenopern eine heitere «Götterdämmerung» hinzuzufügen. Ich freute mich darauf — und zögerte dennoch, sie in Angriff zu nehmen.

Nicht weil in so vielen bewegten Jahren der Lehm trocken geworden wäre. Mit Nägeln und Zähnen hatte ich unter allen Diversionen an der alten Aufgabe festgehalten, und sie war mir lebendig. Der Grund meiner Scheu war einfach der, daß ich eine anti-climax, einen Abfall des vierten Bandes gegen den dritten befürchtete. Dieser, «Joseph in Aegypten», erschien mir fast ohne Frage als der dichterische Höhepunkt des Werkes, nicht zuletzt durch die humane Ehrenrettung, die ich darin vorgenommen, die Vermenschlichung der Gestalt von Potiphars Weib, die schmerzliche Geschichte ihrer Leidenschaft für den kanaanitischen Hausmeier des Pro-forma-Gatten. Ich hatte keine Frauengestalt in Vorrat, die der Rahel des ersten und zweiten Romans, der Mut-em-enet des dritten das Gleichgewicht gehalten hätte — und lange dauerte es, bis ich gewahr wurde, daß ich doch eine hatte. Es war Thamar, Judas Schwiegertochter und Verführerin, die ich zu Jaakobs Schülerin machte, zu einer astartehaften, dabei mit Zügen aus dem Buche Ruth ausgestatteten Figur und, im halb komischen Stil des Ganzen, zum Prototyp historischen Ehrgeizes entwickelte. Durch sie erst, die dann einem ganzen Hauptstück des

Buches, einer Novelle für sich, den Namen gab, fand ich die Reize des noch zu Erzählenden zur letzten Ermutigung vervollständigt, und noch heute scheint es mir keine Uebertreibung, wenn es im Texte heißt: «Nennt Einer sie die verblüffendste Figur dieser ganzen Geschichte, so wagen wir nicht zu widersprechen.»

Eine ganze «long short story», die indische Legende von den «Vertauschten Köpfen», in Princeton vollendet, stellte ich der Wiederaufnahme des Hauptwerkes noch voran. Dann endlich, in Brentwood, Kalifornien, wo wir das Frühjahr und einen Teil des Sommers 1940 verbrachten, fand ich den lange nicht angestimmten Sangeston der biblischen Saga wieder, und die ersten Kapitel von «Joseph der Ernährer» wurden geschrieben.

Die Entstehungsgeschichte des Bandes, des in der Stimmung hellsten und heitersten von allen, ist nicht weniger bewegt, ja bewegter noch, als die der drei anderen, und an Unterbrechungen, in die ich stets ungern und dennoch von Herzen willigte, noch reicher. Sie verlief unter den furchtbaren Spannungen eines Krieges, an dessen Ausgang das Schicksal der Welt, der abendländischen Gesittung, in der Tat all dessen zu hängen schien, woran ich glaubte — des anfangs so düstere Aspekte zeigenden Krieges, in welchen, nach Frankreichs Fall, das Land, dessen Bürger ich zu werden im Begriffe war, eintrat, gleichwie Achill nach Patroklos' Tode sein Zelt verließ —, des Krieges, in dessen Dienst mein Wort zu stellen es mich immer wieder verlangte. Von ihm und der Welt, die er zu schaffen versprach, handeln die essayistischen Stegreifschriften, die zeitlich zum IV. Joseph-Bande gehören, Dinge wie «Dieser Krieg», «Das Problem der Freiheit» usw., und ich benutzte sie zu Vorträgen, mit denen ich meine Verpflichtungen als Fellow der Library of Congress in Washington erfüllte. Schon in Princeton aber, vor unserer Uebersiedelung nach Kalifornien nach Ablauf meiner Gastprofessur, hatte ich begonnen, im Auftrag der British Broadcasting Company mit monatlicher Regelmäßigkeit Radiosendungen nach Deutschland abzufassen, deren Zahl im Lauf der Kriegsjahre auf fünfundfünfzig kommen sollte. Achtundzwanzig Tage «Joseph» immer, vier Wochen der Freiheit und des mythischen Spiels — und dann ein Tag oder zwei, an denen ich nicht Dichter mehr war, sondern von ganzer Seele Rufer im Streit, an denen ich meinem Haß auf die Verderber Deutschlands und Europas freien Lauf ließ, um ihn hernach in einer Erregung, wie nicht die Kunst, wie nur das Leben und sein unmittelbarer Affekt sie erzeugt, auf die drehende Platte zu sprechen. Dann — Friedenswerk wieder und «Tempeltheater», die humoristisch genaue Verwirklichung des Unwirklichen durch Inszenierung und Erörterung.

Ueber meinem Tun blaute der dem ägyptischen so ähnliche kalifornische Himmel, dem die Erzählung an Heiterkeit gewiß vieles verdankt, denn während es an Aengstlichen nicht fehlte, die in Erwartung japanischer Angriffe die Westküste flohen, hatten wir im Gegenteil, den letzten Augenblick nutzend, da zu bauen noch möglich war, vertrauensvoll unser Haus in die Hügel von Santa Monica gestellt. «Joseph der Ernährer» ist der Teil des Werkes, der vom ersten bis zum letzten Wort in Amerika geschrieben wurde, und es ist wohl kein Zweifel, daß er vom Geiste des Landes dies und das abbekommen hat. Nicht nur als die «success story», die er von Natur und seiner Bestimmung nach war, auch nicht nur durch gelegentliche, gern zugelassene angelsächsische Abfärbungen auf seinen deutschen Vortrag. Der Geist der Erzählung, wenn man meine mythische Meinung hören will, ist ein bis zur Abstraktheit ungebundener Geist, dessen Mittel die Sprache an sich und als solche, die Sprache selbst ist, welche sich als absolut setzt und schließlich nicht viel nach Idiomen und sprachlichen Landesgöttern noch fragt. Ich habe wenig dagegen, wenn man urteilt, daß etwa das Deutsch des «Vorspiels in oberen Rängen» zu «Joseph der Ernährer» eigentlich «gar kein Deutsch mehr sei». Genug, daß es Sprache ist, und genug, daß das ganze opus in erster Linie ein Sprachwerk vorstellt, in dessen Vielstimmigkeit Laute des Ur-Orients sich mit Modernstem, den Akzenten einer fiktiven Wissenschaftlichkeit, vermischen, und das sich darin gefällt, die sprachlichen Masken zu wechseln wie sein Held die Gottesmasken — von welchen die letzte auffallend amerikanisch anmutet. Ist es die Maske doch eines amerikanischen Hermes und hochgewandten Boten der Klugheit, dessen New Deal sich in Josephs magischer Wirtschaftsadministration unverkennbar widerspiegelt.

Das Jahr 1942 war vorgeschritten, als ich zu Ende kam. Unter die letzte Zeile des «Zauberbergs» hatte ich, achtzehn Jahre früher, nicht ohne Feierlichkeit «Finis operis» geschrieben. Eine wie freundlich eigenwillige und bis zum Letzten unterscheidende Macht ist der Stil! Diesmal hielt sie mich an, nach altväterischer Erzählerart das Finis so zu verkleiden, daß ich den Titel des Ganzen, das «Joseph und seine Brüder» zum abgerückten Schlußwort des letzten Satzes machte.

Hier denn ist das Ganze, zwischen zwei Deckeln, in Helen Lowe-Porters bewundernswerter Uebersetzung — einer Leistung der Treue und Hingabe, die diese Frau nicht ohne *Glauben* an die Würde ihrer Aufgabe hätte vollbringen können. Darf ich ihn teilen, diesen Glauben? Wie wird die Nachwelt blicken auf dies Werk? Wird es ihr nur ein rasch verstaubendes Kuriosum für Archivare sein, ein leichter Raub der Vergänglichkeit? Oder wird sein Scherz noch diejenigen erheitern, die nach uns kommen, seine Rührung Spätere rühren? Wird man es

gar zu großen Büchern reihen? Ich weiß es nicht, und niemand kann es mir sagen. Als Kaufmannssohn aber glaube ich im Grunde an Qualität. Was hat so manchem Gebilde von Menschenhand durch die Zeiten geholfen, es Jahrhunderten Widerstand leisten lassen und die Menschheit in wildesten Tagen gehalten, es vor Zerstörung zu schützen? Nun, dies: Qualität. Das Joseph-Lied ist gute, getreue Arbeit, getan aus der Sympathie, für welche noch immer die Menschheit ein feines Gefühl hatte. Ein Maß von Dauer, denke ich, ist ihm eingeboren.

Februar 1948.